

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 211. Bromberg, den 17. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von Frank Heller.

(21. Fortsetzung.)

Der alte Holländer erhob sich von der Chaiselongue, wankend wie ein Schwerbetrunkener. Der Oberst war nach der Flucht des Verbrechers plötzlich in einen Zustand der Lethargie versunken und starrte ratlos um sich. Allan mußte das Ganze in die Hand nehmen.

„Wollen Sie dafür sorgen, daß wir etwas Kaffee heraufbekommen, Oberst Morrel!" rief er. „Sie sehen, in welchem Zustande Herr van Schleeten sich befindet. Starker Kaffee, das ist das einzige, was ihn auf die Beine bringen kann."

Der Oberst murmelte einem Mann von der schwarzen Leibwache einige Worte zu, und dieser stürzte davon; eine Minute später goß Herr van Schleeten mit Allans Hilfe eine Tasse dampfenden schwarzen Kaffee hinunter. Das erste, was er dann tat, war, sich aufzurichten und Allan anzustarren.

„Sie kenne ich", sagte er mit lallender Stimme. „Sie sind — Sie sind ein Verbrecher."

„Mund halten, Kerl", schrie der Oberst, plötzlich aus seiner Betäubung erwachend. „Danken Sie Ihrem Schöpfer, daß dieser junge Mann gekommen ist! Sonst säßen Sie morgigen Tags hinter Schloß und Riegel."

Herr van Schleeten starrte ihn mit stumpfen Blicken an.

„Aber ich sah ihn doch", murmelte er, „sah ihn doch auf einer Station — wie hieß sie nur? — ja — K—köln — und da wurde er arre—arretiert. Er hat n—nämlich —"

„Trinken Sie Ihren Kaffee aus, und halten Sie den Mund!" brüllte der Oberst. „Und dann zur Kassette, und sagen Sie uns, wieviel fehlt!"

Es verging noch eine Weile, bis es Herrn van Schleeten gelang, diese drei Wünsche zu erfüllen. Die Untersuchung der Mahagonikassette nahm lange Zeit in Anspruch, eine Zeit, während der Allan unten war und einen verstörten Nachtportier an die Polizei telephonieren ließ. Aber als er wieder heraufkam, hatte er die Befriedigung, daß Oberst Morrel ihm entgegenstürmte; der Oberst packte seine beiden Hände, es schien nicht viel zu fehlen, und er hätte sie geküßt.

„Die Fassungen sind zu groß und hinderlich gewesen, und sie hat es zu eilig gehabt!" schrie er. „Es ist möglich, daß eins der Diademe fehlt, aber mehr nicht. Darauf schwört der verdammte Holländer. Ganz richtig, diese kleine listige Hexe von einer Abenteuerin hat ihn bestrickt, und ihr Streich wäre ihr gelungen, wenn nicht Sie —"

Allan versuchte ihn mit schwedischer Bescheidenheit zu unterbrechen. Es dauerte noch lange, bis er diese Nacht ins Bett kam. Denn einerseits mußten alle von dem erschienenen Detektivinspektor Mr. Mc. Lowndes in aller Form verhört werden (nach welchem Verhör Herr van Schleeten die Heimfahrt in Gesellschaft eines Detektivs antreten durfte); andererseits wollte Oberst Morrel nicht zu Bett gehen, ohne seinen morgigen Katzenjammer durch eine Flasche Champagner mit Allan verschärft zu haben. Zu Ende dieser Flasche erklärte er ohne alle Einschränkungen, daß er seines Wissens noch nie einem Menschen begegnet war, auf dessen Stirn alle guten Eigenschaften sich ein so harmonisches Stelldichein gegeben hatten wie bei Allan.

Allan wurde am nächsten Morgen gegen zehn Uhr in seiner Morgentoilette dadurch unterbrochen, daß Mr. Bowlby höchst unzeremoniös die Türe zu seinem Zimmer aufriß. Was er zu verkünden hatte, war nichts Geringeres, als daß Yussuf Khan und der alte Ali am selben Morgen gegen halb sieben Uhr im Viktoria-Park im East End in vollkommen bewußtlosem Zustand aufgefunden worden waren, jeder mit der aufgeklebten Etikette versehen: Abzugeben Grand Hotel Hermitage.

Allan hatte noch nicht zu Ende gefragt — Mr. Bowlby wußte übrigens kaum mehr als die Tatsache, die er vom Direktor erfahren hatte — und selbst noch nicht mehr erzählt, als die Konturen der Ereignisse der Nacht, als eine neue Sensation über ihn hereinbrach. Noch immer von Mr. Bowlby begleitet, ging er in das Bankkontor des Hotels hinunter, um einige Pfund seines deponierten Geldes zu beheben.

Der junge Mann hinter dem Schalter starrte ihn einen Augenblick an und fragte ihn dann mit halb erschrockenem, halb mißtrauischem Gesichtsausdruck, ob er denn vergessen habe, daß er erst vor einer Stunde dagewesen war und sein ganzes Guthaben an der Kasse behoben hatte.

X

Die Nachwirkungen einer tollen Nacht auf Fürsten und Poeten.

Allan starrte Mr. Bowlby an und Mr. Bowlby Allan. Dann gab er ein Expreßsignal von sich, das wie ein Schwert durch alle Stockwerke des Hotels ging und klang wie: Lebensgefahr, alle Bremsen anziehen, augenblicklich stoppen!

„Schon wieder Mirzl! By Jove!"

Endlich fand Allan die Stimme wieder und wendete sich an den Beamten. „Kann ich mit Ihrem Chef sprechen?"

„Im Augenblick bin ich allein hier, Sir, aber wenn Sie es wünschen, kann ich den Hoteldirektor anrufen. Ich sehe ja, daß da etwas nicht klappt, obwohl ich es nicht verstehe."

„Danke, rufen Sie ihn sofort."

Drei Minuten später kam der Direktor in das Kontor gestürzt. Es war schon von weitem unverkennbar, daß er nicht in rosiger Laune war, und die Äußerung, die er in der Türe Mr. Bowlby zuwarf, verriet sofort die Ursache.

„Weiß Gott, warum ich Sie je gebeten habe, aus Ihrer Wohnung auszuziehen, Mr. Bowlby!"

„Gibt es etwas Neues?'

„Neues! Nichts anderes, als daß ich diesen Morgen vier Dutzend Journalisten hinter mir her habe. Die Wiederauffindung des Maharadschas im East End in einem solchen Zustande war in zehn Minuten in Fleet Street verbreitet. Die dummen Polizisten, die ihn fanden, hatten natürlich nicht den Verstand, das Maul zu halten . . . Und dazu ein Loch im Boden, das geflickt werden muß — und eine Türe, vom Obersten ärger zugerichtet als der Birnbaum von George Washington. Ein Vergnügen, feine Gäste zu haben, was?"

„Sie haben auch heute morgen seine Gäste hier gehabt, ohne daß Sie es wissen“, sagte Mr. Bowlby. „Hören Sie nur!“

Und er erzählte, was Allan widerfahren war. Der Direktor starrte ihn an, wie ein Gespenst. Schließlich stammelte er:

„Also . . . was meinen Sie? Wer ist hier gewesen?“

„Mirzl! Sie wissen doch, daß er meinem jungen Freunde die Hälfte seines Geldes abgenommen hat, als er sich das erstemal konterkariert sah. Woher er weiß, daß der Rest hier deponiert wurde, kann ich nicht verstehen.“

„Es ist vielleicht nicht so schwer zu erklären“, sagte Allan. „Sie sagen (er wendete sich an den Bankbeamten), daß er vor einer Stunde hier war und mein ganzes Guthaben behoben habe. Erzählen Sie, wie das zuging.“

Der junge Bankbeamte warf einen scheuen Blick auf den Direktor und begann:

„Es war eben, als ich öffnete. Da kam ein Herr herein, der Ihnen aufs Haar ähnlich sah, Sir, und wendete sich an mich: „Wieviel habe ich doch hier deponiert?“ „Ihr Name, Sir,“ sagte ich der Form wegen, denn ich erkannte Sie ja ganz gut, Sir. „Am besten, ich buchstabiere ihn Ihnen vor“, sagte er und lächelte. „Allan K—r—a—g—h. Schwer, den Namen auszusprechen.“ „All right, Sir“, sagte ich und schlug im Buche nach. „Sie haben etwas über fünftausend schwedische Kronen deponiert — dreihundert englische Pfund.“ „Es ist gut, ich nehme sie heraus“, sagte er, „geben Sie mir eine Quittung, dann werde ich unterzeichnen.“ „Sie haben den Depotschein, den Sie seinerzeit bekamen, nicht bei sich, Sir?“ fragte ich. Er suchte in seinen Taschen. „Na aber! den muß ich in meinem anderen Anzug vergessen haben. Aber wenn ich einstweilen hier quittiere, kann ich ihn ja später bringen.“ „All right, Sir“, sagte ich, denn ich dachte ja mit keinem Gedanken daran, daß es jemand anderes sein könnte, als Mr. Kragh. Und die Schrift war ...“

„Der Teufel soll das Ganze holen!“ schrie der Direktor. „Ich werde schon bald ebenso verrückt wie der Oberst. Journalisten, Einbruchsdiebe, andere Diebe, schwarze Regenten, die um sechs Uhr früh in öffentlichen Parks gefunden werden — man kann ja toll werden! Von heute an müssen die Leute sich einem Polizeiverhör unterziehen, bevor sie die Nase zur Türe meines Hotels hereinstecken dürfen!“

Mr. Bowlby fiel ihm ins Wort.

„Sie sollten ein bißchen dankbarer gegen meinen jungen Freund aus Schweden sein“, sagte er. „Er hat nun schon zweimal die Diebstähle beim Maharadscha verhindert. . . .“

„Dann sollte er zum Teufel doch auch die Diebstähle bei sich selbst verhindern“, rief der Direktor. „Dankbar! Gewiß bin ich dankbar. Wieviel hatten Sie doch in englischer Münze?“

„Fünftausendvierhundert in schwedischer — dreihundert englische Pfund“, sagte Allan kurz. „Bitte, machen Sie sich keine Gedanken darüber, Herr Direktor. Aber ich muß um einen kleinen Aufschub bei der Rechnung bitten, nachdem Herr Mirzl meine ganze Reisekasse übernommen hat.“

Der Direktor schüttelte ihm die Hand.

„Aber, aber!“ rief er, „nehmen Sie es doch nicht übel. Mißverstehen Sie mich nicht. Natürlich ist das Hotel für deponiertes Geld verantwortlich. Aber die Umstände in diesem Falle sind solche, daß ich nicht auf eigene Hand entscheiden kann. Mißverstehen Sie mich nicht. Wenn Sie den Obersten drei Tage lang hinter sich her gehabt hätten, und heute morgen einen Schwarm von Journalisten, die Ihnen die Ohren vollschreien — bei Gott, da kommt der Oberst. Was ist denn schon wieder geschehen? Was für ein Verbrechen ist denn jetzt im Hotel verübt worden?“

Die Miene des Obersten war wirklich nicht so sonnig, daß der Direktor mit seinen Befürchtungen nicht recht haben konnte. Immerhin erwiesen sie sich als unbegründet.

„Ich hörte, daß Sie hier sind, Direktor!“ rief er. „Warum, um Himmelswillen, lassen Sie dieses verdammte Zeitungsschmiererpack nicht hinausschmeißen?! Sie setzen mit nach wie Hunde einem Fuchs. Ob es wahr ist, daß der Maharadscha so gut wie ermordet in einem Park aufgefunden wurde? Ob es wahr ist, daß man ein Attentat auf seine Juwelen und ein anderes auf ihn selbst verübt hat? Welche Ansicht der Maharadscha über London hat? Welche Ansicht ich über das eigentliche Attentat auf ihn habe — — Gentlemen, schrie ich, ich habe die unmaßgebliche Ansicht, daß Sie ein Haufen gottverdammter Vampire sind, und wenn Sie sich nicht augenblicklich packen, werde ich versuchen, sie Ihnen mit meinem Sechsläufigen klarzumachen. Die Ansicht des Maharadschas über London ist, daß es eine entzückende Stadt sein würde, wenn die Londoner nicht wären, und um sie so wenig als möglich zu sehen, pflegt Se. Hoheit jeden Morgen in aller Frühe einen Spaziergang durch die Parks in East End zu machen, wo er heute von einer bedauerlichen Schwindelattacke befallen wurde, die Anlaß zu tausend idiotischen Gerüchten gab, die nur Leute glauben können, die dumm genug sind, Zeitungen zu lesen, die von noch größeren Idioten geschrieben werden als sie selbst; und wenn Sie mit diesem Bescheid nicht zufrieden sind, meine Herren, dann können Sie mir den Bu — —“

Die Stimme des Obersten kippte vor Gemütserregung um, ohne daß es seinen Zuhörern Schwierigkeiten bereitete, seinen elliptischen Satz zu ergänzen. Mr. Bowlby wischte sich die Augen und sagte:

„Sie sollten Minister des Äußeren sein, Herr Oberst, dann käme doch ein bißchen mehr Schwung in den diplomatischen Verkehr! Haben Sie Herrn van Schleeten heute schon gesehen?“

„Schleeten! Ich habe mit den Tintenkulis genug zu tun gehabt. Er wird schon im Laufe des Tages kommen, und dann werde ich ihm meine Meinung sagen. Heute früh ist mir etwas eingefallen. Wer beweist mir, daß Schleeten nicht mit im Spiel war? Ich glaube, das Ganze war ein Komplott, und ich werde die Detektive davon verständigen.“

„Aber Herr Oberst, einer der ältesten und angesehensten Juweliere!“

„Der sich von einer verdammten kleinen Abenteuerin in Hosen düpieren läßt. Es war ein Komplott. Da können Sie Gift darauf nehmen.“

„Sie ging ja wohl nicht immer in Hosen herum, Herr Oberst. Und was sagen Sie zum Chloroform? Sie haben doch selbst gesehen, daß er betäubt dalag.“

(Fortsetzung folgt.)

Einbrecher? Wenn schon!

Skizze von Rudolf Hirschberg-Jura.

„So? Und das schämst du dich nicht zu sagen? Dann bist du eben kein Mann, sondern ein Vorsichtsrat! Wenn mal bei uns eingebrochen würde, dann machtest du also eine höfliche Verbeugung? Ist mir eine Ehre, Herr Räuber! Bitte schön, bedienen Sie sich, Herr Räuber! Aber üben Sie Gnade, Herr Räuber, und tun Sie mir armem Manne kein Leid an, Herr Räuber! — So würdest du reden? Ja?“

Grimmige graue Blicke schießt Frau Else und schüttelt aus dunklen Locken Verachtung. Hermann aber in seinem verhärteten Schulmeistergemüt beantwortet den sprühenden Angriff mit kränkender Sanftmut: „Nicht doch, Schatz! Erstens würde ich nicht „Räuber“ sagen, sondern würde mich dem allgemeinen Sprachgebrauch fügen und den in diesem Fall zutreffenden Ausdruck „Einbrecher“ anwenden. Zweitens aber würde ich mich überhaupt in keine Konversation mit dem Verbrecher einlassen. Ich könnte ja doch nicht darauf rechnen, ihn durch moralische Belehrung von seinem verwerflichen Vorhaben abzubringen. Ich würde unser Zimmer von innen abschließen, mit dir zusammen ein mutiges Geschrei vollführen, polternde Gegenstände zum Fenster hinaus auf die Straße werfen, überhaupt so viel Lärm wie möglich verursachen, um Hilfe herbei zu rufen oder doch den Kerl zu verscheuchen.“

„Also tapfer bis zur Tollkühnheit“, höhnen Elses gekräuselte Lippen.

„Nee! — Aber vernünftig. Wenn ich dem Mann auch mit der Waffe eines Feuerhakens oder einer Wasserflasche gegenüber trete, so sieht er doch auf den ersten Blick, daß ich leider kein Herkules bin. Auch ist er wohl rascher als ich und geschickter zu roher Gewalttat, weil er doch von Berufs wegen besser auf diesen Betrieb eingestellt ist. Von vornherein wird ja ein Einbrecher nicht durchaus morden wollen. Wenn er sich aber beim Beutemachen gestört und gefährdet sieht, ist er auch zum Blutvergießen bereit. Der Schaden wird dann für mich nur um so größer. Also weshalb ein sinnloses Heldentum, das gar keinen Nutzen

bringt? So lange er noch nicht weiß, woher ihm etwa ein Gegenangriff droht, und so lange er noch ungefährdet entfliehen kann, wird er viel eher geneigt sein, sich aus dem Staube zu machen."

„Und seinen Raub mit sich zu schleppen!"

„Vielleicht auch ihn im Stich lassen. Oder wenn schon, dann sind wir nur an Geld und Gut geschädigt und nicht an Leib und Leben."

„Ich hatte bisher eine andere Meinung über dich."

„Dann ist das eine falsche Meinung von dir gewesen. Und du solltest froh sein, daß ich ein besonnener Mann bin und kein leichtsinniger Abenteurer. Übrigens dürfte dergleichen bei uns kaum vorkommen. Ein gelernter Einbrecher wird doch als Fachmann nie dem Wahn huldigen, es sei bei einem armen Schulmeister irgend etwas Wertvolles zu holen!"

„Aber vielleicht bei der Frau Schulmeisterin!" begehrt Frau Else trotzig auf. „Du vergißt meine kostbaren Schmucksachen."

„Davon weiß oder ahnt kein Einbrecher etwas."

„So? Beim letzten Konzert habe ich die Gold-Topasen von Tante Aurelie öffentlich getragen und das dicke Armband auch, und zum Stiftungsfest beneideten mich alle um den prachtvollen großen Granatschmuck, der von Großmama stammt. Das wird sich herumgesprochen haben. Wenn mir einer diese schönen alten Sachen rauben wollte, mit meinem Leibe würde ich sie decken."

„Na ja. Vielleicht wenn etwa die kleine Frau Dr. Lehmann mit Trennschere und Häkelnadel bewaffnet dir deine Juwelen abzujagen versuchen wollte! Einem solchen Angriff wärest du schon gewachsen. Meldet sich aber ein Mordskerl mit Schießeisen und langem Messer, dann wirst du zufrieden sein, dich in meinem Schutz zu wissen."

„Schöner Schutz! Du pfeiffst ja auf den Heldenmut."

„Ach, Liebling, im Ernstfall wirst du genau so pfeifen wie ich."

„Nein!"

„Doch!"

„Nein! Nein, nein, nein, nein, nein!"

Frau Else sagt es so rasch und so oft, daß Hermann auf ein weiteres „Doch" verzichtete. Wie sie mit dem „Nein"-Sagen fertig ist, schmollt sie mit ausdrucksvollem Schweigen, und wie sie merkt, daß es im Bett neben ihr schnarcht, beschließt sie, mit weitgeöffneten Augen eine kummervolle Nacht neben dem herzlosen Scheusal zu verbringen, und so schläft sie erst zehn Minuten später ein als ihr verachteter Einbruchs-Feigling.

Den ganzen Tag darauf ist sie gekränkt, den nächsten Tag beleidigt und den darauf folgenden erbittert. Dann aber verfällt sie plötzlich in eine ausgelassene Munterkeit und am fünften Tage ist sie wieder das liebe, gute Frauchen, wie es Hermann gewöhnt ist. Sie läßt sich umarmen und küssen, so viel er mag. Aber wie er abends mit ihr ausgehen will, hat sie keine Lust. Es ist doch viel gemütlicher zu Hause, und sie wollen recht vergnügt sein zu zweien.

Der übliche Limburger Käse hat sich heute in Emmenthaler verwandelt, und statt dünnen Tees gibt es Bier. Beim Schachspiel läßt er sie gewinnen. Er freut sich, wie glücklich sie darüber ist, sie treiben allerhand Neckerei, und es wird spät, bis sie zur Ruhe gehen.

Heute läßt die Vergnügtheit das dunkellockige Köpfchen nicht so rasch einschlafen wie neulich der Kummer. Die grauen Augen schließen sich nicht, sie fühlt Erregung in allen Pulsen klopfen, und wenn ihre kleinen Ohren es gelernt hätten, so würden sie sich jetzt spitzen vor ungeduldiger Aufmerksamkeit und hoch stellen wie bei einem Pferdchen.

Da, mitten in der Nacht, wird ihr Lauschen belohnt. Es knackt auf der Diele. Rasch schlüpft sie in Morgenschuhe und Schlafrock und eilt mit kräftigem, mutigem Schritt zur Tür. Hermann wäre von ihrem Gange auch erwacht, wenn sie sich bemüht hätte, leise zu sein.

„Was tust du?" fragt er schlaftrunken.

„Es ist jemand draußen", antwortet ihre Stimme kühl und ruhig. „Er macht sich am Vertikow zu schaffen."

„Ach Unsinn! Bleib doch hier!" brummt er, macht sich aber schließlich kopfschüttelnd auf, um ihr nachzugehen.

Draußen steht wirklich ein Mann mit schwarzer Larve und hat eben das obere Schubfach aus dem Vertikow gezogen.

„Ha, Sie Halunke!" schnauzt die mutige Frau gebieterisch. „Die Hände hoch!"

Der aber mit frecher Drohung: „Raus mit dem Schmuck!"

„Im untersten Schubfach rechts", erwidert Frau Else mit ruhiger Geistesgegenwart.

Aber wie sich der Einbrecher gehorsam nieder bückt, ergreift sie die Wäscheleine, die schon mit einer Schlinge auf dem Stuhle bereit liegt, um sie dem Kerl über Kopf und Schultern zu werfen. Danach beginnt sie, ihm den breiten Rücken mit ihren kleinen Fäusten zu bearbeiten. Doch das läßt er sich nicht gefallen: „Wenn Sie vernünftig wären, hätte ich Ihnen gar nichts zu Leide getan. Nun zwingen Sie mich . . ."

Und schon ballt sich seine Hand zu wuchtigem Schlag.

Aber da fühlt er den linken Arm schmerzhaft eingeklemmt und schreit auf. Hermann ist von der anderen Seite hinzu gesprungen und hat mit dem einzigen Jiujitsu-Griff, den er weiß, den Arm des Gegners von oben nach unten mit dem seinen umschlungen. Ruhig hält er ihn fest, wenn ihm auch die Stimme etwas bebt: „Wenn du dich jetzt irgend nicht fügst oder den geringsten Widerstand leistest, zerbreche ich dir unrettbar den Arm."

Der Gepackte unternimmt gleichwohl einen Befreiungsversuch, den er aber mit einem neuen Schmerzensschrei wieder aufgibt, und jammert nun, das sei gegen die Verabredung.

„Reiß' ihm die Larve herunter!" kommandiert Hermann.

Else tut es und ruft erschreckt: „Aber das sind Sie ja gar nicht!"

„Wer ist es nicht?" fragt Hermann verwundert. An Angst und Beschämung wetteifert nun Frau Else mit dem Einbrecher, und unter dem Druck der lächelnden Fragen und der peinlichen Armklemme ergibt sich aus zögernden Antworten das volle Geständnis.

Es hat Frau Else viel Mühe gemacht, einen gutmütigen Kerl zu finden, der sich bereit erklärt hat, die Komödie eines Einbruchs aufzuführen, um sich von der kleinen tapferen Frau ein wenig verprügeln und dann großmütig in Freiheit setzen zu lassen. Zwanzig Mark hat sie ihm dafür im voraus zahlen müssen und auch einen Hausschlüssel geliefert, damit das Türschloß nicht unnötig beschädigt wird. Aber die zwanzig Mark sind dem Burschen dann für diese Art Arbeit einschließlich der Prügel doch zu wenig gewesen. So hat er den ganzen Auftrag für fünf Mark an einen Fachmann weiter gegeben, der das wohl nur so billig übernommen hat, weil er sich eben an dem Schmuck wirklich in allem Ernst schadlos halten wollte.

Ihre zwanzig Mark will Frau Else nun wieder haben. Aber der Ersatzmann hat nicht einmal die fünf Mark mehr. Nur den Schlüssel gibt er zurück. Hermann tröstet die Unglückliche lächelnd, sie möge sich an den ursprünglichen Unternehmer halten und die ganzen 20 Mark zurück fordern, weil der Auftrag ja nicht ordnungsgemäß ausgeführt sei. Jetzt aber schlägt er vor, dem Ersatzmann, der noch unter seinem Jiujitsu-Griff stöhnt, doch mal die Taschen zu durchsuchen. Frau Else tut es und findet einen Browning. Der ist ganz ernsthaft geladen. Himmel, das hätte also bös ausgehen können! — Der Kerl muß sich nun mit dem Gesicht an die Wand stellen und die Hände hoch halten. Hermann kleidet sich an und verspricht, ihn sogleich persönlich zur nächsten Polizeiwache zu geleiten. Da bittet der Gefangene um Gnade, und auch Else leistet ihm Fürsprache: „Laß ihn laufen, Hermann! Schließlich hat man ihn ja verführt. Und bedenke doch: Wenn ich Aussagen machen muß und alles an den Tag kommt! Du machst mich ja einfach lächerlich vor den Leuten, wenn du es überall ausposaunst, ich hätte mir einen wirklichen Einbrecher ins Haus bestellt."

Er lächelt. Aber sie ist großzügig genug, diese lächelnde Bosheit nicht zu beachten, und verzeiht ihm. Den Browning in der Hand geleitet Hermann den erfolglosen Missetäter die Treppe hinab bis auf die Straße. Wie er wieder oben ist, findet er sein Weibchen in der Küche.

„Einen Tee will ich dir machen. Du hast so lange barfuß im Hemd auf der kalten Diele gestanden und sollst dir keinen Schnupfen holen. Im übrigen will ich dir nichts nachtragen. Männer sind nun mal so."

„Wie denn? So?“

„Eigensinnig bist du, wie alle Männer, und rechthaberisch. Behauptest durchaus, du müßtest dich verkriechen vor einem Einbrecher. Diese ganze dumme Komödie konntest du mir ersparen, wenn du mir gleich die Wahrheit sagtest, daß du dich auf jeden Fall verteidigen und den Kerl kampfunfähig machen wirst. Überhaupt, daß du tapfer bist. Und er hatte doch eine Pistole!“

„Ach du lieber Himmel! Tapfer? Der dumme Kerl hatte eben nichts gelernt. Sonst wäre ich mit meinem einzigen Griff nicht so leicht durchgekommen. Ein korrekter Einbrecher müßte im Jiujitsu genau so perfekt sein wie ein Kriminalschutzmann. Aber das war ja ein ungelernter Dilettant, ein erbärmlicher. Ein elender Pfuscher!“

„Du bist ein goldiger Pedant!“

So fest schmiegt sie ihr Gesicht an ihn, daß er nur mühsam einen Platz für seine Küsse findet, und dann trinken sie ihren Tee sehr rasch, damit sie geschwind wieder ins Bett kommen.

Er soll doch keinen Schnupfen haben, der tapfere Hermann!



Bunte Chronik



* **Zum Tode verurteilt, erschossen und verhaftet.** In einem Gasthaus in Graz in Österreich erschien vor einigen Tagen ein junger Mann, bestellte ein reichliches Abendbrot und einige Glas Bier, um dann dem verdutzten Kellner seelenruhig mitzuteilen, daß er nicht in der Lage sei, die Zeche zu bezahlen. Der Kellner holte die Polizei, die den Zechpreller, der 6 Schilling schuldete, festnahm. Bei der Polizei vernommen, erzählte der junge Mann, er heiße Alexander Kantomiroff, sei aus Orol in Rußland und habe zuletzt in Moskau, wo er Rechtswissenschaft studierte, in einem Studenteninternat gewohnt. Im Mai 1927 wurde er in Moskau zusammen mit einer Gräfin Nella Petronesska wegen monarchistischer Umtriebe zum Tode verurteilt. Bei der Strafvollstreckung in einem Walde in der Nähe der Stadt erhielt er einen Brustschuß und wurde für tot gehalten. Eine alte Frau fand ihn, den Schwerverletzten, und pflegte ihn, bis er wieder hergestellt war. Kantomiroff gelang es dann, über Odessa nach Konstantinopel zu flüchten, von wo er mit einem Segelschiff nach Italien fuhr. Er durchwanderte zu Fuß Frankreich und Deutschland und kam schließlich nach Linz und Salzburg. In Graz besuchte er, von Hunger getrieben, das Restaurant. Der Verhaftete zeigte zum Beweis seiner Angaben eine Einschußöffnung an der linken Brustseite und eine Ausschußöffnung an der linken Schulter. Kantomiroff, der nur russisch spricht, hat nur einen Zeitungsausschnitt aufbewahrt, in welchem seine gemeinsame Verhaftung mit der Gräfin Petronesska verzeichnet ist. Er macht einen so günstigen Eindruck, daß man seinen Worten Glauben geschenkt hat.

* **Der rettende Knopf.** Wie ein Roman liest sich die Geschichte des Kaufmanns John Eppler in Michigan, der dieser Tage aus dem Zuchthause entlassen wurde, in welchem er die zwölf besten Jahre seines Lebens unschuldig verbracht hat. Eppler war vor zwölf Jahren — damals ein gut aussehender Dreißiger, in dem flottgehenden Lebensmittelgeschäft einer Witwe namens Beatrice Minnaugh angestellt und bekleidete hier einen Vertrauensposten. Die stattliche, wenn auch beträchtlich ältere Prinzipalin schien nicht abgeneigt, ihrem Angestellten auch im Privatleben einen Vertrauensposten einzuräumen, doch machte der junge Mann von dem deutlich gezeigten Entgegenkommen keinen Gebrauch, da sein Herz bereits anderweitig vergeben war. Immerhin verkehrte er zwanglos im Hause der Witwe und pflegte, wenn er ihr abends nach Ladenschluß die Geschäftsbücher in die Privatwohnung brachte, ein halbes Stündchen oder länger beim Tee mit ihr zu plaudern. Nach einem solchen abendlichen Besuch wurde Mrs. Minnaugh eines Morgens von dem aufräumenden Zimmermädchen tot in ihrem Wohnzimmer aufgefunden, und der Verdacht, sie ermordet zu haben, fiel auf Eppler, der denn auch auf Grund der Aussagen eben dieses Stubenmädchens und verschiedener Indizien zu lebenslänglichem Kerker verurteilt wurde. Jetzt endlich, nach zwölf Jahren gelang es seinen unermüdlichen Versuchen, seine Rechtfertigung herbeizuführen. Sein Bruder, der sich auf seine Bitten hin als Detektiv betätigt hatte, deckte die Schuld des damaligen Zimmermädchens auf, welches selber im Verein mit ihrem Liebhaber die Witwe ermordet und beraubt hatte. Das entscheidende Beweismittel aber war ein Knopf, den dieser Liebhaber bei seiner Flucht von seinem Anzuge verloren hatte und welchen der brüderliche Detektiv nach zwölf Jahren in dem Mordzimmer wiederfand. Das Weitere entwickelte sich dann alles, wie in einem echten amerikanischen happy end-Film.: Geständnis des wahren Täters, Entlassung und Entschädigung des Unschuldigen, Wiedervereinigung mit der treu wartenden Braut.

* **Der Hexenmeister Zancig.** Ein mit außergewöhnlicher Gedächtniskraft und der Kunst des Gedankenlesens begabter Mann, der sich zu Beginn dieses Jahrhunderts in London großer Berühmtheit erfreute, ist dieser Tage in Kalifornien gestorben. Julius Zancig war 1905 nach London gekommen; er arbeitete in einem Eisenwerk, beschäftigte sich aber nebenbei sehr eifrig mit „Zauberkünsten.“ Als er in seiner Werkstatt einen ziemlich schweren Unfall erlitt, beschloß er, sein Handwerk ganz aufzugeben und sich dem Beruf eines Zauberkünstlers zu widmen. Er begann damit in dem bekannten Vergnügungsort Coney Island bei Newyork und kehrte erfolggekrönt nach London zurück, wo er bald eine große Nummer wurde. Jeden Abend war die „Alhambra“ in allen Rängen gefüllt. Bei seinen Vorführungen war seine äußerst geschickte Frau ihm eine wertvolle Gehilfin. Mit verbundenen Augen weit von ihrem Mann entfernt sitzend, sagte sie, immer unter strenger Kontrolle, den Wortlaut eines Briefes oder Zettels auf, den man in einem Hut verborgen hatte, oder das Jahresdatum einer irgendwo versteckten Münze, oder die im Innendeckel einer verschlossenen Uhr eingravierte Nummer. Manchmal mischten Zancig oder seine Frau sich unter das Publikum und gaben dort, von hundert Augen beobachtet, Proben ihrer erstaunlichen Fähigkeit. Sie produzierten sich häufig vor gekrönten Häuptern, einmal auch vor König Eduard, der durch einen Herrn seiner Begleitung einen von ihm eigenhändig geschriebenen Zettel Herrn Zancig überreichen ließ; Frau Zancig, die mit verbundenen Augen am anderen Ende des Saales saß, sagte den Wortlaut seines Inhaltes genau her. Die beiden Zancig wurden in privaten Veranstaltungen oft sehr schwierigen Proben unterworfen, aus denen sie immer mit Ehren hervorgingen. Es wurde mehrfach die Vermutung ausgesprochen, daß die beiden mit telepathischen Fähigkeiten ausgestattet seien. Nach dem Kriege schwand die Beliebtheit des Ehepaares allmählich dahin.

* **Das Millionenheer der Blinden.** Lewis H. Carris, dem unermüdlichen Führer der amerikanischen Gesellschaft zum Schutze gegen Blindheit, ist es zu danken, daß man sich auf dem Gebiete der Blindenfürsorge zur internationalen Arbeit zusammengefunden hat. Der erste aus der ganzen Welt beschickte Kongreß dieser Art tagt in diesen Tagen in Amsterdam. Nach den Erhebungen, die Carris in seiner Heimat angestellt hat, gibt es in den Vereinigten Staaten über 100 000 Blinde. Besonders groß ist das Elend der Blinden im volkreichen China. Die Zahl läßt sich schwer abschätzen. Wenn die Blinden Tag und Nacht, je zweitausend in der Stunde an uns vorüberzögen, würde der traurige Zug wohl einen Monat und länger dauern. Die amerikanische Gesellschaft hat Ärzte und Medikamente nach China geschickt, um vor allem die Augenkrankheit bei den Neugeborenen zu bekämpfen, die die Hauptursache der meisten Erblindungen ist. Sie bemüht sich auch darum, Kinder und Erwachsene über die Hygiene der Augen aufzuklären. Nach dem neuesten statistischen Material schätzt man die Zahl der Blinden in den zivilisierten Staaten auf 1 193 743 bei einer Gesamtbevölkerung von 876 Millionen. Auf tausend Sehende kämen also 1,35 Blinde. Man muß aber annehmen, daß in den statistisch nicht erfaßbaren Ländern die Blinden noch viel zahlreicher sind, und es ist wohl nicht übertrieben, wenn man die Gesamtzahl der Blinden auf Erden mit zweieinhalb Millionen annimmt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.